

Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1, 50 C.
Man kann auch jederzeit ins
Abonnement eintreten.

Der jeweiligen die erste Nummer nicht resubscribiert, wird für das jeweilige nächstfolgende Quartal als verehel. Abonnent betrachtet, und der „Kolonist“ demselben dann regelmäßig eingesandt.

Gitarungsgebühr 14 C. die einseitige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnements und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion.



Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratiseilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaktion gesandt, finden jederzeit unentgeltliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genügender Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preiserhöhung wesentlich zweimal erscheinen.

Nr. 23.

Bern, Sonntag den 12. Juni.

Dritter Jahrgang. 1853.

Die verlorenen Kinder, oder Geschichte der englischen Farmer-Familie Campbell in Canada (Nordamerika) mit dem bössartigen Indianer-Häuptling, genannt: die zornige Schlange.

(Aus den März- und April-Nummern des „Canadischen Bauernfreund.“ Arrangiert für den Kolonist.)

Der Frühling kam nun wieder, der Schnee verschwand allmählig, das Eis entfernte sich, und mit einemmal war der blaue, klare See sichtbar; das Rindvieh wurde ausgetrieben, um das vom vorigen Jahre übriggebliebene Gras abzuweiden, und alle Männer schickten sich zur Saat an. Sobald der Schnee weg war, gingen Malachi, Martin und Alfred, ohne ein Wort zu Mrd. Campbell zu sagen, in den Wald und stellten alle möglichen Nachforschungen nach dem Zeichen des armen Percival an; allein es blieb ohne Erfolg, und es wurde angenommen, daß er nach irgend einem Felde, welches sie nicht entdecken konnten, gegangen und dort gestorben sei, oder daß die Wölfe seine Ueberreste aus dem Schnee gescharrt und gefressen hätten. Auch nicht eine Spur konnten sie von ihm entdecken, und sie setzten daher nach einigen Tagen die Nachforschungen wieder fort. Die Rückkehr des Frühlings hatte eine andere gute Wirkung auf das Gemüth der ganzen Gesellschaft, denn mit ihm kamen eine solche Menge von Arbeiten, daß sie auch nicht einen Augenblick übrig hatten. Sie hatten nun so viele Acker mit Korn, daß sie kaum Zeit hatten, die gehörigen Vorerwartungen zu treffen, und es war ein Glück, daß Alfred so weit hergestellt worden, daß er ihnen in ihren Arbeiten beistehen konnte. Malachi, John und auch Herr Campbell leisteten Hülfe.

Sobald die Erndte eingebracht worden war, fingen Malachi und John, welche zum Dreschen des Kornes nicht brauchbar waren, ihre Jagdzüge wieder an, und kehrten selten ohne Beute zurück. Die Indianer wurden während dieser Züge nicht gesehen; auch nicht eine Spur von ihnen war in der Nachbarschaft zu entdecken. Jede Unruhe, die früher statt hatte, verschwand bei dieser Nachricht, und die Familie schickte sich an, sich für den kommenden Winter mit allen Vorsehrungen zu schützen, auf welche sie der vorige hingewiesen hatte.

Es war im Monat Februar, der Schnee lag sehr hoch auf dem Felde, und eines Tages kam Malachi auf die Mühle zu Alfred, wo er ihn allein fand, auf die Säge aufpassend, die in vollem Gang war, denn Martin war damit beschäftigt, die Balken zu behauen, und befand sich mehrere hundert Schritte weit entfernt.

„Ich bin erfreut, Sie allein zu sehen, Sir,“ sagte Malachi, „denn ich habe Ihnen etwas von großer Bedeutung zu sagen, und ich wünsche nicht, daß irgend Jemand etwas davon höre.“

„Was ist es, Malachi?“ fragte Alfred.

„Als ich gestern auf der Jagd war, Sir, kam ich an eine Stelle, an welcher ich in der letzten Woche ein Paar Damhirschhäute zurückgelassen hatte, und wollte sie jetzt mit nach Hause nehmen, da fand ich auf denselben einen Brief mit einigen Stacheln besetzt:“

„Einen Brief, Malachi?“

„Ja, Sir, einen indianischen Brief. Hier ist er.“ Malachi zeigte ihm nun ein Stück Birkenrinde, auf welcher eine Fackel eingezeichnet war.

„Nun,“ sagte Alfred, „es mag ein Brief sein; aber ich gestehe, daß er für mich unverständlich ist. Ich kann nicht begreifen, wie Sie daraus ein Geheimniß machen können. Sagen Sie mir das.“

„Nun, Sir, ich kann Ihre Briefe nicht halb so gut lesen, als diesen, und der enthält Neuigkeiten von der höchsten Wichtigkeit. Es ist die indianische Art zu schreiben, und ich weiß also, von wem er kommt. Eine gute Handlung ist nie verloren, sagt das Sprichwort, und ich bin erfreut, daß ich hier eine Dankbarkeit eines Indianers finde.“

„Sie machen mich in der That sehr neugierig, Malachi, daß zu erfahren, was Sie meinen; von wem glauben Sie denn, daß der Brief komme?“

„Nun, Sir, sehen Sie dieses Zeichen hier?“ sagte Malachi, indem er auf eines der untersten Zeichen auf der Rinde deutete.

„Ja, es ist ein Fuß; nicht wahr?“

„Ganz richtig, Sir, und nun werden Sie wissen, von wem er kommt.“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Erinnern Sie sich zweier vergangener Winter, und daß wir auf ein indianisches Weib stießen, welches wir nach Hause trugen, und dem Ihr Vater ihren verrenten Knöchel einrichtete.“

„Gewiß; ist er von ihr?“

„Ja, Sir, und Sie erinnern sich, daß ich sagte, sie gehöre zu dem Trupp, welche der zornigen Schlange folge.“

„Ich erinnere mich dessen wohl; aber nun, Malachi, lesen Sie mir den Brief vor, denn ich bin äußerst ungeduldig, das zu erfahren, was sie schreibt.“

„Ich werde es, Herr Alfred. Nun sehen Sie, da ist die Sonne mehr als halb und mit diesen Punkten ist es die untergehende und nicht die aufgehende Sonne; die untergehende Sonne zeigt also den Westen an.“

„Nun gut, das ist, glaube ich, klar.“

„Das sind zwölf Wigwams, das ist zwölf Tagereisen für einen

Kriegsmann, welche die Indianer auf fünfzehn Meilen für einen Tag rechnen. Wie viel macht zwölffmal fünfzehn, Sir?"

„Hundertachtzig, Malachi.“

„Nun gut, Sir, das will also sagen, es ist hundertachtzig Meilen dahin, oder von da. Die erste Figur ist nun ein Häupling, denn sie hat eine Axtscheder auf dem Kopf, und die voranstehende Schlange ist sein Totem: „die zornige Schlange,“ und die andern sechs bedeuten die Anzahl des Trupps. Sie bemerken, daß der Häupling und die erste Figur unter den sechs eine Pflanze in ihrer Hand haben, und dies zeigt uns, daß sie alle zusammen nur zwei Pflanzentypen besitzen.“

„Sehr gut, aber was bedeutet die kleine Figur, welche, die Arme auf dem Rücken, dem Häupling folgt?“

„Das ist das ganze Geheimniß des Briefes, Sir, ohne welches er gar keinen Werth hätte. Sie sehen, daß die kleine Figur ein Paar Schnerschuhe über sich hat.“

„Ja, das sehe ich.“

„Nun, die kleine Figur ist Ihr Bruder Percival, welchen wir für todt hielten.“

„Gütiger Himmel! ist es möglich?“ rief Alfred aus. „Er wäre also am Leben.“

„Daran ist hiernach nicht zu zweifeln, Sir,“ versetzte Malachi, „und nun will ich Ihnen den ganzen Brief erklären. Ihr Bruder Percival wurde durch die zornige Schlange und seine Bande aufgefangen und an einen Ort gebracht, welcher hundert und achtzig Meilen westwärts liegt. Diese Kunde kommt von dem indischen Weibe, welches sich bei seinem Trupp befindet, und deren Leben durch Ihre Güte erhalten wurde. Ich glaube nicht, Herr Alfred, daß irgend ein weißer Mensch einen Brief hätte schreiben können, der klarer und seinem Zwecke gemäßer wäre.“

„Ich stimme mit Ihnen überein, Malachi, aber die Nachricht hat mich so überrascht, und ich bin von Freude und von Angst so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich sage. Percival lebt! Wir werden ihn wieder bekommen, wenn wir auch tausend Meilen zu gehen und zweitausend Indianer zu besiegen hätten. O, wie glücklich das meine Mutter machen wird! Aber was sollen wir thun, Malachi? Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!“

„Wir müssen nichts thun, Sir,“ entgegnete Malachi.

„Nichts, Malachi!“ erwiderte Alfred überrascht.

„Nein, Sir, wenigstens für jetzt nicht. Wir haben die Nachricht, daß der Knabe am Leben ist, wenigstens ist das zu vermuthen; daraus folgt, daß die Indianer nicht wissen, daß wir solch eine Nachricht erhalten haben, und sie würden, wenn sie es wüßten, das Weib auf der Stelle tödten. Die erste Frage, Sir, die wir an uns selbst stellen müssen, ist die, warum sie den Knaben gefangen haben; denn sie würden sich nicht die Mühe gegeben haben, einen kleinen Knaben in dieser Weise zu fangen, wenn sie nicht irgend eine Absicht dabei gehabt hätten.“

„Es ist die wahre Frage, die ich aber an Sie stellen muß, Malachi.“

„Wohlan, Sir, ich will sie nach meinem besten Wissen und Gewissen beantworten, und ich beantworte sie also: Die zornige Schlange kam in die Ansiedlung und sah unsern Vorrath an Pulver und Kugeln, sowie von vielen andern Dingen. Sie wurde uns im letzten Winter angegriffen haben, wenn sie eine Gelegenheit gefunden, und eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Einer von der Bande wurde getödtet; dies zeigte ihnen, daß wir auf der Hut seien, und daß das Unternehmen scheitern würde. Er beschränkte sich also darauf, den Knaben aufzufangen, den wir zu der Zeit hinter uns ließen, als Sie von dem Panther verwundet und von uns fortgetragen wurden, und er beabsichtigt, einen Handel mit uns durch seine Zurückgabe zu schließen. Dies ist meine Ueberzeugung.“

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie recht haben, Malachi,“ sagte Alfred nach einer Pause. „Wir müssen daher aus der Noth eine Tugend machen, und ihm geben, was er verlangt.“

„Nein, nein, Sir; wenn wir das thun würden, so würden wir ihn anfeuern, ihn wieder zu fesseln.“

„Was sollen wir denn aber thun?“

„Ihn bestrafen, wenn wir können. Jedenfalls müssen wir jetzt warten, und wir dürfen nichts unternehmen. Genug, daß wir wissen, daß wir Nachricht davon haben, daß der Knabe in ihrer Gewalt ist, und daß er unter gewissen Bedingungen, wahrscheinlich

in diesem Frühjahr zurückgegeben werden wird. Wir haben also Zeit, zu bedenken, was wir thun sollen.“

„Ich glaube, Sie haben Recht, Malachi.“

„Ich hoffe, ihn jetzt zu überlisten, Sir,“ versetzte Malachi, „aber wir werden sehen.“

„Nun gut, Malachi; werden wir aber dieses Jemand wissen lassen, oder es als Geheimniß bewahren?“

„Ich habe darüber nachgedacht, Sir. Wir dürfen bloß Martin und seine Frau in das Geheimniß ziehen.“

„Sie haben Recht; aber welche Freude würde es meinem Vater und meiner Mutter machen!“

„Ja, Sir, und auch der ganzen Familie, daran zweifle ich nicht; aber nur für die Stunde, nachdem Sie es ihnen erzählt haben würden. Aber welchen Schmerz würde es ihnen mehrere Monate hindurch verursachen.“

„Sie haben Recht, Malachi; machen Sie also, wie Sie gesagt haben, Martin und seinem Weibe Ihre Mittheilungen, und ich will das Geheimniß so treu wie jene bewahren.“

„Eine Hauptsache ist es, daß wir wissen, wo der Knabe ist,“ bemerkte Malachi, „denn wenn es nothwendig sein sollte, einen Streifzug nach ihm zu machen, so wissen wir, welche Richtung wir einschlagen haben. Nebenbei ist es eine Hauptsache, die Stärke des Feindes zu kennen, damit wir wissen, wie stark wir in dem Falle sein müßten, daß es nothwendig wäre, ihn mit Gewalt oder durch List zu befreien. Dieses Alles erfahren wir durch den Brief, und brauchen es nicht durch einen Boten zu erforschen, den wir an die zornige Schlange schicken, deren Kopf ich zu zertrümmern hoffe, ehe ich noch mit ihr zu thun gehabt habe.“

„Wenn ich ihn treffe, muß einer von uns beiden fallen!“ sprach Alfred.

Die Unterredung wurde hier abgebrochen, Alfred und alle in das Geheimniß Eingeweihten verließen nie das Geringste von diesem. Der Winter ging ohne irgend eine Störung vorüber.

(Fortsetzung folgt.)

Originalbrief des Felix Wiedmer, gewesenen Gärtners bei Herrn Großrath v. Stürler in Zegenstorf, jetzt in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Gar zu gerne gehen auch die irischen Einwanderer in deutsche Läden und kaufen ihre Sachen am liebsten von ihren Landeleuten, sich einbildend, sie bekommen billiger, aber es ist gerade das Gegentheil. Ich kaufe in den ersten Tagen meines Hierseins von einem Amerikaner einen Bushel Erbsen (2 Bernermaß) zu 3 Schilling, einige Tage später kam eine deutsche Farmerfrau und trug uns welche an, wollte 5 Schilling für einen Bushel; so forderte mir auch ein deutscher Metzger in einer Schal 5 Cent für's Pfund Schaffleisch, welches ich dann in einer Amerikaner-Schal für 2½ Cent kaufte. Da kommt es einem wieder wohl, wenn man etwas englisch gelernt, daß man sich seine nothwendigen Bedürfnisse selbst einkaufen und besorgen kann.

Was nun im Betlern meine Familienverhältnisse anbetrifft, so sind und waren wir alle, Gott sei Dank, bis zur gegenwärtigen Stunde recht gesund und wohl. Der mächtige Alvaater des Meeres wie des festen Landes hat uns glücklich und wohlbehalten über das weite Meer geführt; ohne bedeutenden Schaden und Verlust sind wir durch die schlaun Schelmeneßer von New-York und Albany glücklich bis hieher geführt worden; hier hat uns der Lenker der Schicksale zu entsprechender Anstellung mit gutem Verdienst, und wie es mir bisher scheint, zu sehr reichthaffenen Leuten geführt. Tief durchdrungen, ich muß es sagen, und mit nassen Augen schreibe ich diese Worte nieder: Ich war und bin weit glücklicher bis dahin von meinem Gotte geführt worden, als ich es verdient und gehofft hatte. Es ist allerdings ein Schweres, es in ein hartes, mit einer Familie den alten heimathlichen Boden, die liebgewordenen Leute, seine wohlbekannten Berge und Thäler zu verlassen, in eine weite, ferne, unbekannte Welt zu ziehen, wo man nicht weiß, wie es einem gehen wird. Ich muß es sagen, Zegenstorf ist mir während meines eifährigen Aufenthaltes lieb und werth geworden, und betrübter und trauriger ging ich mit hangen Sorgen aus dem lieben Dorfe, als ich es verließ; nun aber

sind alle meine Sorgen und Kummer verschwunden; Alles ist hinter und glücklich überstanden und Amerika ist für mich, ich glaube es fest, ein gutes, schönes Land; ich erlaube, wenn mir Gott Gesundheit schenkt, eine weit bessere Zukunft für mich und meine Kinder, als in der alten Heimath. Meine Witsa hat sich auf dem Meere sehr gut gehalten, das Brüttel ist gegen Erwarten bis dahin immer gesund und wohl geblieben; seine Augen sind noch immer die gleichen; es sieht noch immer nur ein wenig. Der Johannes ist auch sehr wohl; er ist fetter und hat röthere Backen als draußen. Ich habe ungemeine Freude an ihm, und meine Frau ist ebenfalls gesund und wohl, nur scheint sie zuweilen sehr lange Zeit zu haben nach ihrem Fritz und Karl Ludwig; täglich spricht sie von ihnen und wünscht, daß sie auch hier wären. Sie sieht es voraus, der Fritz werde draußen besonders mit allzuleichstem Sinne seinen Lohn vergeuden und nicht nur den Lohn, sondern seine schönsten jungen Jahre nutzlos dahin bringen, während er hier noch Vieles lernen und dazu noch einen einmal so großen Lohn verdienen könnte. Das Sattlerhandwerk ist ebenfalls ein sehr gutes Geschäft hier; es werden unglaublich viele Pferde in der Stadt gehalten. Der Kurus mit schönem Pferdegeschirr und leichten schönen Reitwägelchen ist wohl noch größer als selbst in der Stadt Basel; dann wird Alles beim Stad gearbeitet; schafft man viel, so verdient man viel. Ich für mich will Niemanden zur Auswanderung anstrengen, es ist ein allzuwichtiger Schritt, doch sage ich, ich wollte lieber noch drei Mal übers Meer fahren, als draußen das Elend, die Noth und den Jammer länger mitanzusehen. Die unersättliche, nie befriedigende Gabel der Einen verkümmert das Leben und das Dasein von tausend Andern. Der fleißigste, geschickteste Arbeiter verdient sich draußen kaum so viel, um sein ebenes Dasein zu fristen, hier aber kann man mit obigen Eigenschaften, wenn man ein wenig mit Einsicht und Verstand die Sache anzufangen weiß, glücklich durchkommen. Aber eben das ist der größte Fehler unter der untern Volksklasse, sie haben nicht den nöthigen Muth und Courage, sich selbst in einem so fremden Lande durchzuhelfen; selbst wenn sie noch Geld haben, so glauben sie allzuleichst ihren schlechten Landeleuten. Die Wenigsten der ärmern Leute, welche es am nöthigsten hätten, geben sich die Mühe, etwas zu lesen, Sprachen und Sitten zu lernen; wie ein Esel stehen sie am Allen; sie reden nur von wohlfeilem Lande und großem Verdienst, ohne zu bedenken, daß dafür auch etwas geleistet werden muß. O! man muß es nur selbst mitangesehen haben, wie dumm und verschroben sich die größten, rauhesten Männer benahmen, welche auf dem gleichen Bureau Afford schlossen, wo ich, und keiner ein Wort reden durfte; da ließen sie sich beschreien, wie man nur wollte; keiner hatte sich beim Consul berathen lassen, obgleich sie hundertmal in der Schweiz gelesen hatten, dieses ja nicht zu verkümmern. Keinem war es in den Sinn gekommen, zu fragen, wie viel Uebergewicht er bezahlen müsse, bis in der letzten Viertelstunde, wo die Kisten schon eingeladen waren; o! wie Manchem tritt da der kalte Schweiß auf die Stirne, wenn es heißt, du mußt 20, du mußt 30, und du mußt noch mehr Dollar bezahlen; mit bleichem Gesicht und nassen Augen sehen sie ihre Kinder an, die Kisten gehen fort, und sie haben nicht Geld zu bezahlen und bleiben in New-York, und wo anders, als im Wirthshause, wo sie dann ihre letzten Kreuzer vergehren und dann kein Geld und keine Kisten mehr haben. Andere hingegen gehen über Buffalo, um in den Staat Ohio zu kommen und affordiren bis Cleveland. In Buffalo angekommen, heißt es dann, der Erie-See ist zugefroren, ihr könnt nicht weiters, und müßt warten bis im Mai. Dann ist ihr Fahrbißel nichts mehr nütze, sie müssen in Buffalo bleiben; das ist ein kaltes, armes Nest. So ging es dem Eriler und einem Lobfeger. Bergend sagte ich Manchem auf dem Schiffe: wirf dieses und jenes fort und verkaufe es! Aber nein, da mußte jeder Hadel und jeder Bege noch eingepackt werden. Nicht minder schlecht geht es vielen Andern, wenn sie glauben, sogleich und ohne Mühe einen großen Lohn zu verdienen. Ich rufe es noch einmal, es erfordert Muth und Ueberdacht, es erfordert einen lebhaften Geist und ein festes Charaktertrauen, um in Amerika Glück zu finden. Mancher hat sich schon bitter getäuscht und fand erst nach vielen vielen Jahren und nach großen Schäden, was er suchte. Unsr Marianna ist jetzt seit drei Wochen bei einem Farmer, 6 Meilen von der Stadt, um die englische Sprache und das Nähen zu erlernen. Sobald es die Sprache ein wenig kann, muß es dann in Rochester einen Platz haben, wo es sich einen schönen Lohn verdienen wird.

Nun, mein lieber Herr Rathsherr, ich hätte Ihnen noch hundert Dinge von Amerika zu berichten, wenn ich nur einen Abend bei Ihnen sein könnte, allein ich will nun für dieses Mal endigen.

Mögen Sie diesen Brief geistlich auch in den „Kolonia“ in Bern ein, zur Belehrung für die Nachkommen. (Folgen noch viele Grüße.)

Felix Widmer.

Die Kolonie „Senador Vergueiro“ zu Jbicaba in St. Paulo. Ihre Einrichtung und Verwaltung.

(Als Forts. zu Nr. 21 auf S. 1.)

Ein geschickter Tischler (Crel) macht Schiebkarren und Raschinen, welche auf der Fazenda nöthig sind. Die alten früher gebräuchlichen Karren, mit ihrem knarrenden Getöse, wie in Portugal gebräuchlich, sind verschwunden und durch bessere ersetzt, wie sie bei civilisirten Völkern in Gebrauch gekommen. Ein Küfer, welcher kleine Fäßchen für die Kautschuktreiber verfertigte und viel davon verkaufte, verdiente ein schönes Stück Geld und verließ die Kolonie, um sich in Santos niederzulassen, wo er bald darauf am gelben Fieber starb. Einige Kolonisten bauen Tabak, theils zum eigenen Gebrauch, theils zur Verfertigung von Cigarren, die sie verkaufen.

In Jbicaba zählt man 37 protestantische und 32 katholische Familien, welche ziemlich zusammen liegen. Die Katholiken gehen zur Kirche nach Limeira, und die Protestanten versammeln sich zum Gottesdienste in einem Saale. Auf dem freien Plage in der Mitte des Dorfes soll eine Kirche erbaut werden. Es befinden sich zwei Schulen in der Kolonie. Die eine ist für Knaben, die andre für Mädchen bestimmt, welche außerhalb der Kaffe-Ernte fleißig besucht werden. In der Knabenschule sind 70 Jungen, welche Unterricht in deutscher Sprache, Arithmetik, Schreiben und Religion, d. s. Doctrin empfangen. Sie bezahlen monatlich 320 Reis für den Kopf und da die Regierung gewöhnlich die Schullehrer besoldet, so kann diese Ausgabe vermieden werden, sobald ein Lehrer sich findet, welcher auch im Vortragsfächer unterrichten kann. Die Kolonie besitzt einen Friedhof, auf welchem beide Glaubensgenossen neben einander ruhen. Protestanten und Katholiken haben dazu beigetragen, ihn mit einer feineren Mauer einzufassen. Alle Kolonisten bilden zusammen eine philantropische Gesellschaft. Ihr Zweck ist, die Bedürftigen, Wittwen und Waisen zu unterstützen. Die Mittel sind zwar noch gering, und belegen sich 1850 erst auf nicht völlig 40 Milreis, von welchen drei Wittwen 8 Milreis Unterstützung erhalten hatten.

Die Kolonisten gehen im Sommer des Morgens um 6 oder 6 1/2 Uhr und im Winter um 7 Uhr an die Arbeit; allein es wäre besser, wenn sie eine Stunde früher in frischer Morgenluft daran gingen und dagegen während der Tageshitze eine Stunde länger zu Hause blieben. In Santos fängt die Morgenbämmerung im Sommer um 4 1/2, im Winter um 6 Uhr an, und der Tag endigt gegenfettig um 7 1/2 und 5 1/2 Uhr Abends. Bevor die Arbeit angetreten wird, nimmt Jeder bloß eine Tasse Kaffee und ein Stück Brod zu sich, nachdem die Erfahrung gelehrt hat, daß ein volles Frühstück vor der Arbeit nur nachtheilig ist. Um 11 Uhr kehrt man nach Hause zurück, weil dann die Hitze beträchtlich wird, und das Frühstück, kräftig und gesund wie ein Mittagessen, erwartet dann die Gäste. Gewöhnlich besteht es aus Schweine- oder Rindfleisch, Gemüse, Suppe und einer Tasse Kaffee. Nach dem Einnehmen des Mahles wird bis 2 Uhr ausgerubt; die Sonne senkt sich schon hinab, und die Arbeit wird von Neuem bis zum Abende begonnen, worauf zu Nacht gegessen wird, bestehend aus Gemüse und Wurst, Kaffee mit Milch, Butter und Käse. Ist das Mahl vorüber, so geht man aus, macht Besuche oder empfängt sie, umgeben von der Familie in der frischen Abendluft und raucht dabei ein Pfeifchen von dem selbstgebaute Tabak.

Die Beschäftigungen der Kolonisten sind zwar sehr verschieden; allein welcher Arbeitszweig auch betrieben werde, immer wird zwischen 11 und 2 Uhr ausgerubt. Zum Trinken dienen Milch, Wasser und Zuckerbranntwein. Wein und Bier sind nicht zu haben, deren Mangel anfänglich den Kolonisten sehr empfindlich war, und einige versankte, mehr Branntwein zu sich zu nehmen als zuträglich sein mochte. Sie sind indes davon zurückgekommen und man kann sagen, daß ihre jetzige Mäßigkeit eine der Hauptursachen der vollkommenen Gesundheit ist, welche sie genießen.

Die meisten Kolonisten halten Vieh und widmen sich der Nachzucht derselben, wobei Maiskörner, Gras, Kürbisse, Maismehl und dergleichen auch Hen als Futter dienen. Die Kaffeecrante, als hauptsächlichste Beschäftigung, dauert vom Mai bis in November, während welcher Zeit alle Hände aufgetrieben werden. Die wichtigsten Monate in dieser Hinsicht sind Juni, Juli und August. Ist das Einsammeln des Kaffees vorbei, so gehen die Kolonisten an die Bearbeitung ihrer Felder, ehe die Regenzeit beginnt, welche gewöhnlich in die Monate December, Januar und Februar, also in Sommer fällt. Nach der Regenzeit, gegen Ende Februar, werden die Kaffeepflanzungen von Unkraut gereinigt, und im März sind die Kolonisten mit der Ernte ihrer eigenen Pflanzungen beschäftigt. Zuletzt wird der Kaffee im Mai nochmals vom Unkraute gereinigt und die Vorbereitung zur bevorstehenden Ernte getroffen. Im Ganzen sind also die Arbeiten über das ganze Jahr vertheilt, und je mehr Sorgfalt auf die Pflanzungen verwendet wird, desto reichlicher fällt der Ertrag.

Die Nahrungsmittel, welche die Kolonisten bauen, bestehen aus Mais, Reis, Bohnen, Mandiocca, Zwiebel, Kori und anderem Gemüße. Erbsen, Möhren und Kartoffeln haben sie der Ameriken wegen nur mit Schwierigkeit gewinnen können. Aus einer Mischung von Mais- und Weizenmehl backen sie weißes Brod von trefflichem Geschmack, das zwar etwas schwer, aber nahrhaft und gesund ist. Außer Tabak wird auch Ricinusöl gebaut, das theils zum Brennen, theils zum Essen gebraucht wird, und aus der wilden Sacura wird Essig gewonnen. Wein können sie machen, sobald die Orangebäume, die sie gepflanzt, reichlich Früchte tragen; Zucker und Thee wachsen vor der Thüre, und auch an Trauben wird kein Mangel sein, da der Weinstock viele Früchte trägt. Von Geflügel werden Hühner, Enten und Puter gezogen, und auch die Zucht von Schweinen und Ziegen viel Aufmerksamkeit verwendet. In der Küche bemerkt man keinen Mangel; Spießfischen, Schinken, Würste hängen überall umher, und jeden Sonnabend wird ein Döse geschlachtet und das Fleisch zu 60 Reis das Pfund verkauft. Außer Salz, Glaserathen und langen Waaren braucht der Kolonist gar nichts aus der Fremde; denn Art und Gade genügen zum Feldbau, und Baumwollstoffe bilden die Kleidung bei der Arbeit im Sommer. Für den Winter dagegen reichen die aus Europa mitgebrachten wärmeren Gegenstände auf viele Jahre hin.

Sonntag ist der Ruhetag für Alle, an welchem man die Kolonisten auf dem Spaziergange bald zu Fuß, bald zu Pferde antrifft. Mädchen und Jungen gehen in Gärten, um Früchte zu holen, vereinigen sich in Gesellschaften oder beim Essen, sind anständig gekleidet und benehmen sich bei diesen Zusammenkünften mit auffallender Ruhe und Artigkeit. Nach Aussage des Verwalters sind noch gar keine, von Schlägereien oder Verwundungen begleitete Streitigkeiten; auch keine sonstigen Verbrechen vorgekommen, und nur ein armer, unethischer Diebstaß bezüchtiger Junge entkultete sich selbst. — Wenn eine Heirath stattfinde, erhalten die Neuvermählten ein Haus zur Wohnung und eine entsprechende Zahl Kaffeebäume zur Pflanz. Ist die junge Frau mit Kostenvorschuss aus Europa gekommen, so bezahlt der Mann die Fracht an die Kellern, wogegen diese als Aussteuer bisweilen ein Pferd nebst Kuh zu geben gewohnt sind.

Alle Pflanzungen werden in Santos auf Hügeln und Höhen angelegt, weil auf den Ebenen und Niederungen die Fröste sehr viel zerstören. Wenn man daher Land kaufen will, muß man wohl wissen, was man thut, weil sonst die ganze Berechnung schief gehen kann.

Anzeigen.

Columbia in Pennsylvanien, den 24. April 1853.

Hochgeehrte Herren Bed und Herzog in Basel!

Wir können nicht unterlassen, unsern herzlichsten Dank Ihnen darzubringen für die Gutthaten, die Sie den Unterzeichneten geleistet haben, nämlich für auszuwandern nach Amerika, indem Sie mit uns aufs Billigste geaffordirt und wegen uns Verlust gehabt, weil wir in Havre 14 Tage auf Ihre Kosten gewesen sind und haben die Kost den letzten wie den ersten Tag genossen und dennoch ein schönes und gutes Schiff und Alles was Sie uns versprochen und gesichert haben, aufs Treuste gehalten und auch recht menschenfreundlich um uns bemüht. Besonders der junge Herr Delpont hat sich gar men-

schenfreundlich um uns angenommen. — Die Unterzeichneten möchten jedem Auswanderungsgegnanten deutlich rathe zu den Herren Bed und Herzog in Basel an der Ecke vom Kohlberg Nr. 759 und 760 und mit ihnen affordiren sammt Allem; denn die Reisen, welche nicht mit Allem in Afford geben, kommt die Reise bald noch so hoch.

Geehrteste Herren Bed und Herzog, wir Unterzeichnete möchten Sie gütlich ersuchen, daß Sie es in die Lorracher-Zeitung thun möchten, damit die armen Leute nicht mehr so übernommen werden von Andern.

Die Unterzeichneten:

Mathews Schlachter, Rosalie Kähni,
Kosina Holer, Friederika Schmidt,
Mariana und Julius Holer.

Der unterzeichnete öffentlich geschworne Notarius zu Basel, welcher die vorstehende Abschrift mit dem ihm vorgelegten Original collationirt hat, beurkundet hiedurch deren Uebereinstimmung mit demselben.

Basel, den 21. Mai 1853.

August Christoph Heig, Notarius.

Nähere Auskunft, sowie Briefe und Abschriften für den Kanton Bern ertheilt der patentirte Agent Hr. C. Hofser, Nr. 159 Spitalgasse in Bern.



Segel- und Dampfschiffahrt nach Amerika!

Büreau zum Schutze der Auswanderer von F. W. Gellhausen in Coblenz (als selbstständig von der Königlich Hochlöblichen Regierung genehmigt).

Die Abfahrten via Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen, Havre und Liverpool finden durch ausgezeichnete Dreimaßerpostschiffe 1. Classe jeden Monat am 1., 6., 11., 15., 21. und 26. nach New-York, und im Frühjahr und Herbst jeden Monat 4mal nach New-Orleans resp. Salvekon Statt. Die Kajüten- und Zwischendeckpreise für die schönen Dampfschiffe City of Manchester und City of Glasgow, von welchen jeden Monat ein Schiff (in circa 14 Tagen) nach Philadelphia (New-York) segelt, sind äußerst billig normirt und von mir ermäßigt worden. Durch die Errichtung eines eigenen deutschen Büreaus in Liverpool, vertreten durch meinen Bruder und Geschäftsführer, Herrn Heinrich Gellhausen, Nr. 8 St. Pauls-Square daselbst, ist es mir möglich, allen Auswanderern, und selbst denjenigen Agenturen und Auswanderer-Vereinen, welche mit mir in Geschäfts-Verbindung zu treten wünschen, die äußerst billigen Ueberfahrtspreise notiren zu können, und zwar unter Zusage einer gewissenhaften und prompten Behandlung. Die Contracte müssen möglichst vier Wochen vor der Abreise abgeschlossen und die Auswanderer im Besitze der nöthigen Consenze sein. Mein Prospectus (3. Aufl.) giebt jede wissenschaftliche fernere Auskunft. —

Die Beförderung wird von jeder beliebigen Dampfschiff- und Eisenbahnstation ab übernommen.

Näheres unentgeltlich bei: F. W. Gellhausen in Coblenz

Schiffagelegenheiten.

Das Auskunft- und Beförderungsbüreau des Unterzeichneten speidirt den 1. und 15. jeden Monats, mit Dampf- oder Segelschiffen Passagiere ausschließlich über Bremen nach allen Häfen von Nordamerika und Texas.

Auch werden jeden Monat mehrere befehle ausgerüstete und verproviantirte Schiffe von Hamburg nach Rio Janeiro, Santos, San Francisco und Rio Grande in Brasilien; La Guyana in Venezuela; nach Californien und Australien abgehen.

Die in keinen andern Seehäfen als Bremen und Hamburg zu Gunsten der Auswanderer bestehenden Gesetze und Schutzgesellschaften, die vortreffliche Ausrüstung und Verproviantirung der Schiffe, auf welchen für die Leute gesocht und das Passagegeld versichert wird, empfehlen diese Einschiffungshäfen den Auswanderern ganz besonders.

Auf frankirte Anfragen wird gratis die genaue Auskunft über die erwähnten Expeditionen, und die Begünstigungen, welche in gewissen Fällen den Auswanderern gewährt werden können, gegeben. Rapperschwil, im Juni 1853.

E. de Paravicini.